



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zweifelung über die Verworrenheit der deutschen Parteiverhältnisse werden, sondern kurz vor dem Kloster bricht Heinrich halbtot vor Schwäche zusammen und gerät nach der klugen Vorsehung des Dichters in das Haus seines alten väterlichen Freundes, jenes Stadtpfarrers aus der Heimat, der nach Italien übergesiedelt ist, um dort seinen Lebensabend freudig zu genießen. Hier genest Heinrich von seelischer und leiblicher Krankheit und gewinnt die Lebenslust wieder. Nur muß er sich noch überflüssigerweise als ein Grafensohn entpuppen, um dann noch die adliche Geliebte heiraten zu können.

Diese poetischen Schwächen sind auch hier das Kennzeichen des Tendenzromans. Alle hübschen und aus guter Kenntnis geschöpften Schilderungen Berlins, seines öffentlichen und politischen Lebens können für diese Mängel nicht entschädigen. Aber da die Tendenz gesund ist, so darf man den Roman nicht tadeln. Jedenfalls erhebt er sich über die Dugendware der Leihbibliotheken insolge der reichern Bildung des Verfassers.

Wien

M. N.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum ersten April — eine Erinnerung. Ich wurde 1859 Student. Mein „Wechsel“ war nicht groß; für die eigentlichen Studentenfreuden konnte ich wenig aufwenden und hatte darum umsomehr Zeit, mich mit ernstern Dingen zu beschäftigen, besonders mit Geschichte und Politik. Es wurde damals schon üblich, daß die Meister deutscher Wissenschaft es nicht verschmähten, die Ergebnisse ihrer Wissenschaft der ganzen gebildeten Welt zugänglich zu machen; es erschienen nach und nach jene herrlichen Meisterwerke deutscher Geschichtschreibung, auf die wir immer stolz sein werden. Mit Freuden ließ man sich von des Darstellers anmutender Erzählung in die glanzvollen Tage der Vergangenheit versetzen, wo das deutsche Reich das weltgebietende war.

Umso unbefriedigender war der Blick auf die Gegenwart. Wohl wies in den Gymnasien mancher Lehrer der Geographie triumphierend darauf hin, daß der deutsche Bund mit Österreichs und Preußens außerdeutschen Ländern an siebzig Millionen Einwohner habe, also der mächtigste Staat Europas sei; aber wir wußten es besser, wir wußten, daß dieser Bund kein Bund, dieser Staat kein Staat war.

In den Mittelstaaten, besonders in dem, wo ich lebte, spukte damals bei Fürst und Regierung die Preußenfurcht. Das Jahr 1848 lag noch jedem in den Gliedern; man hatte vor den damals entfesselten Geistern gezittert, auch vor dem preußischen Erbkaistum. Was nur preußenfeindlich war, wurde als Gefinnungstüchtigkeit, als Treue gegen das angestammte Fürstenhaus gepriesen. Der Nationalverein wurde in keinem Lande mehr gehaßt, als bei uns. Selbst das

„Schleswig-Holstein meerumschlungen“ galt in den Augen der Behörden als ein demokratisches Lied; es kam vor, daß bei einem öffentlichen Konzert in einer Kleinstadt ein anwesender Sergeant der Musikbande verbot, „Deutschland, Deutschland über alles“ zu spielen, und daß die Musikbande, sowie die ganze anwesende Gesellschaft der Honoratioren kein Wort dagegen zu sagen wagte. Es lag ein Druck auf jedem Herzen.

Wir Studenten machten uns über diese Angstpolitik weidlich lustig und sangen Spottlieder auf die mittelstaatlichen Minister. Von einem ist mir noch der Rehrreim erinnerlich:

Dalwigk, Borries, Sassenpflug,
Deutschland, du bist reich genug!

Vieler, besonders derer, die sich in einer gewissen Burschenschaft zusammenfanden, bemächtigten sich republikanische Gedanken. Der Geist der alten Burschenschaft, der „Schwarzen,“ der „Unbedingten,“ schien wieder aufleben zu wollen; die brandroten Mützen der frischen jungen Leute schienen auf ihre rote politische Farbe hinzudeuten. Ich erinnere mich manchmal in ihrer Gesellschaft das Revolutionslied von 1848 gesungen zu haben:

Dreiunddreißig Jahre währt die Knechtschaft schon!
Nieder mit den Hunden von der Reaktion!
Blut muß fließen Knüppeldick,
Vivat hoch die Republik!

Aber das war so wenig bössartig gemeint, wie die Verschwörung, um deretwillen Friß Reuter seine „Festungstid“ erlebte. Es klang ja gefährlich genug, wenn dieses blutdürstige Lied erscholl und ein kräftiger Bruder Studio, Herkules genannt, mit einem in der rechten Hand geschwungenen Bierfasse den Takt dazu schlug; es war ja ein trüber Most, der da gährte, aber er gab einen guten Wein. Ich sehe heute dieselben Leute in den höchsten Staatsämtern und den Herkules besonders machtvoll sein Szepter schwingen; ich sehe sie samt und sonders mit Freuden für Bismarck und seine deutsche Politik auf der Warte stehen.

Nun kamen die Veränderungen in Italien. Bis auf Rom und Venetien war das Land am Ziele seiner Wünsche angelangt. Viktor Emanuel, Cavour und Garibaldi wurden unsre Helden. Warum haben wir nicht auch unsern Viktor Emanuel? Hat denn kein preussischer Minister den Ehrgeiz, unser Cavour zu werden? Schreit nicht unsre wie eine Narrenkappe bunte Landkarte ebenso nach Einheit wie die italienische? Nur Einheit! Nur eine Nation, nur groß wollten wir sein; auch die Einheit der Krute wäre uns recht gewesen.

Auf Preußen sah man damals als auf einen halbrussischen Staat hinab. Russen und Borussen, das ist dasselbe, hieß es. Den König Wilhelm übersahen wir natürlich alle. Einmal hatte er zwar unsre Sympathien gehabt, als er die „neue Ara“ eröffnete, aber auf welche Bahnen war er jetzt gekommen! Er lag mit seinem Lande im Streite. Die heftigsten Redner der Fortschrittspartei waren uns noch nicht heftig genug. Wir verehrten in den Parlamentariern, die doch merkwürdigerweise aus dem verachteten Preußen aufgestanden waren, Sterne erster Größe; die goldnen Zeiten der griechischen und römischen Freiheit schienen uns wiedergekehrt, als wir diese Demosthenesse und Cicerone so edel und mannhaft, so ritterlich und so wortreich gegen die „Verblendung“ der Regierung, d. i. des Königs, Front machen sahen. Und warum wollte der König nicht „Frieden haben mit seinem Volke?“ Wegen der thörichten Armeeorganisation, weil er nur für

das „Soldatenspiel“ Sinn hatte und nicht auf die Stimme des in seinen heiligsten Rechten gekränkten Volkes hören wollte. Lächerlich! Beschränkter Militarismus! Sind die Soldaten nicht die unnützeften Menschen der Welt und die Leutnants die größten Tagediebe? Krieg? Den giebt es nicht mehr. Und wenn es welchen giebt? Wer hat 1813 den Sieg davongetragen? Das Heer oder das Volk? Wer hat der glorreichen Schweiz ihre Siege erkochten gegen alle Despoten der Welt?

So sahen wir denn den König von Fehler zu Fehler schreiten und das Staatsschiff in sein Verderben lenken. Wir verzweifelte an ihm. „Preußen muß der Großmächtskugel ausgetrieben werden.“ Dies schöne Wort war uns aus der Seele gesprochen. Wir verzweifelte an unserm Vaterland und sangen immer wieder: Dreißig Jahre währt die Knechtschaft schon.

Da ging die Nachricht durch die Blätter, daß das bisherige Ministerium verabschiedet und der bisherige Botschafter in Paris, von Bismarck-Schönhausen, an die Spitze des Staatsministeriums berufen worden sei; der König wollte durch den schneidigen „Junfer“ den Widerstand des Abgeordnetenhauses brechen und die Heeresreorganisation durchsetzen. „In Preußen wird Herr von Bismarck schön hausen,“ sagte alsbald der Volkswitz. „Was,“ hieß es, „der kommt vom Hofe Napoleons, dort hat er alle Ränke und Tücken von dem großen Meister (denn damals hielt man den dritten Napoleon für den großen Meister; er war der »Er« des Kladderadatsch) gelernt; er hat sich französische Unterstützung erkauft durch Preisgebung deutschen Landes und deutscher Interessen,“ Gerüchte, die bei dem beabsichtigten Verkaufe der Saarkohlenbergwerke an eine französische Gesellschaft neue Nahrung erhielten. Und mit welcher empörenden Frechheit benahm sich der „Junfer“ alsbald! Er wollte dem würdigen Grabow nicht unterthan sein; er wollte sich von den vielen weisen Männern, den Bieren des Landes, nicht darüber belehren lassen, welch ein Unheil der Militarismus für das Land sei! Die dramatischen Vorgänge im Abgeordnetenhause, wo der neue Minister den Herren unverblümt sagte, daß er sich nichts aus ihnen mache, steigerten noch unsern Haß gegen den „unheilvollen“ Mann. Damals veranstaltete die Burschenschaft mit den brandroten Mützen eine Feier, in der Bismarck, nachdem ihm eine gewaltige Standrede gehalten worden war, in effigie gehängt wurde. Es kam uns ganz aus dem Herzen, daß ihn ein berühmter Parlamentarier mit dem sinnreichen Junfer aus der la Mancha und ein anderer mit einem Seiltänzer verglich. „Das war einmal recht! Heute hat er es aber einmal gesagt bekommen!“ Zwar hörte man wieder andres, das stutzig machte. Man hörte das Wort von „Blut und Eisen.“ Man erlebte es, daß er im Namen Preußens ein aus Urwahlen hervorgegangenes Parlament verlangte. Man sah das viel besungene Schleswig-Holstein meerumschlungen wieder deutsch werden. Aber man blieb bei seiner Meinung. Wie viele Hunde sind damals „Bismarck“ genannt worden!

Als aber das Jahr 1866 kam, als man nach den vielen Worten nun Thaten sah, als sich die Heeresreorganisation so glänzend bewährte, als man sah, was ein Heer wert ist, und auch die vielgeschmähten Junfer und preußische Leutnants zu Ehren kamen, als sich dann immer mehr zeigte, was der Mann gewollt hatte, und daß er uns alles das brachte, in der Gegenwart brachte, was wir einst in märchenhaft verschwommener Zukunft gehofft hatten, welcher Umschlag mit einemmale!

Vor drei Jahren stand ich auf der Superga bei Turin, wo die Fürsten aus dem Hause Savoyen ihre Gruft haben. Ich hatte rings um mich einen hübschen Ausblick. Der Berg mit seiner schönen fastigen Waldung, die schöne große Stadt, dann die nähere Umgebung bot ein anmutiges Bild. Aber es war doch nicht die

Aussicht, die man erwartet hatte, und ich wollte schon verdrossen wieder den Berg hinunter fahren. Auf einmal drang die Sonne siegreich durchs Gewölk, wie beiseite geschobene Schleier wich eine Nebeldecke nach der andern, eine Wolkentwand nach der andern. Da stand riesengroß, unheimlich nah, der Monte Viso, ein rechter Bismarck unter den Bergen. Da sah das Auge entzückt die Schneefelder des Mont Paradis, hinter dem sich noch ein größerer, der Montblanc, verbirgt. Da kam die majestätische, langgezogene Kette des Monte Rosa mit ihren steilen Abstürzen nach Süden zum Vorschein. Heller und immer heller wurde die Aussicht. Ein Entzücken nach dem andern faßte den Beschauer, und als Breithorn und Lysskamm ihre Gletscher und Schneefelder im schönsten Rosa erstrahlen ließen, da wollte sich das entzückte Auge fast vor Wonne schließen. Der Blick war zu schön für ein menschliches Auge.

So ging es uns damals mit unserm heutigen Geburtstagskinde. Als die Donner von Königgrätz verhallt waren, da wich mehr als eine Wolke des Vorurteils von unsern Augen; als er auf der Rückkehr vom Kriegsschauplatz nach Berlin voll Zuversicht sagte, er werde in wenigen Jahren der populärste Mann Deutschlands werden, da wußte ich, daß es so sein würde, und als er dann im großen Kriege so tren mit der Feder zu wahren wußte, was das Schwert gewonnen hatte, als er das deutsche Reich wieder aufleben ließ, stärker und herrlicher, als es je gewesen war, als er dann in den Friedensjahren mit festem Blick auf den Feind an der Seine die Geschicke Deutschlands zu leiten wußte, da war auch die letzte Wolke des Unmuts verflogen. Freude, reine Freude über den großen Mann erfüllte uns, Freude an dem in neuer und größerer Herrlichkeit erstandenen Reiche. Nicht bloß seine Erfolge, nein, noch mehr haben wir die weise Ausnutzung seiner Erfolge bewundert. Es war eine Lust für jeden, daß er sagen konnte: Er ist unser.

Und nun feiert das deutsche Volk seinen Geburtstag zum erstenmale als den eines Privatmannes! Was es von ihm denkt und wie es ihm zu danken weiß, hat es vor fünf Jahren bewiesen. Auch meine bescheidne Stimme will sich in den Chorus der Dankbarkeit mischen, der in der Öffentlichkeit wie im Stillen dem verabschiedeten Reichskanzler, dem deutschesten Deutschen unsers Jahrhunderts, heute erschallt. Ist mein Leben auch in Dunkel und Dämmerung dahingegangen, danken will ich dem teuern Manne, daß er mir solche Freude an meinem Vaterlande verschafft hat. Gott schütze ihn!

Ein Kommentar zu Goethe aus dem sechzehnten Jahrhundert. Am 19. Mai 1776 schreibt Goethe an Frau von Stein: „Zum erstenmal im Garten geschlafen, und nun Erdtulin für ewig.“ Diese Stelle hat zwar Fielitz (I, 35) ohne Kommentar gebracht, aber so viel ich weiß, wird das Wort „Erdtulin“ auch von andern nicht verstanden; alle Hilfsmittel lassen im Stich, und doch wäre es interessant, zu wissen, was Goethe mit dieser Bezeichnung gemeint hat. Ich glaube eine Spur gefunden zu haben, die zur Erklärung führt. Martinus Montanus erzählt im „Andern Theil der Garten gesellschaft“ Kapitel 5 „ein schöne histori von einer frauen mit zweien kindlin,“ ein Märchen, das Motive verschiedner Märchen zusammenfaßt. Eine Stiefmutter sucht die ihr verhasste Stieftochter Margretlin mit Hilfe der andern, Annelin, zu verderben, indem sie mit Beiden in den Wald geht und beim Holzsuchen Margretlin allein läßt. Diese belauscht aber den Plan und findet sich zweimal aus dem Walde heim, da sie heimlich „segmel,“ dann „sprewer“ (Spreu) auf den Weg streut; das drittemal aber hat sie Hanfsamen gestreut, und der wird von den Vögeln aufgepickt. Gretlin sucht vergebens

Grenzboten II 1890

einen Ausweg. Da es Abend wird, steigt sie auf einen hohen Baum und sieht „ein kleins reuchlin,“ dem sie nachgeht. In wenig Stunden kommt sie „an das ort, da dann der rauch aufginge, daß war ein kleines heußlin, darinn niemants wonet, dann nur ein erdkülin. Das meitlin kam fürs thürlin vnd klopfet an, begert man solte es einlassen. Das erdkülin antwort, ich laß dich warlich nicht herein, du verheissest mir dann dein lebtag bei mir zu bleiben, vnd mich nimmermehr zuuermeren, welches jme das meitlin gelobt, vnd alsbald ward es von dem erdkülin eingelassen, vnd das erdkülin sagt. Wolan du darffst nichts thun, weder eben mich des abents vnd morgens melden, darnach issestu die selbig milch vom mir, so will ich dir seiden vnd sammat genug zutragen, darvon mach dir schöne kleider wie du sie begereft, gedenck aber vmd sihe das du mich nicht vermereft.“ Zwei Jahre lebt nun Gretlin glücklich und reichbeschenkt im Walde bei dem „erdkülin,“ bis zufällig ihr Schwesterlein Amelin zu ihr kommt, sie um Verzeihung bittet und alles von ihr erfährt. Daheim macht nun Amelin mit der Stiefmutter einen Plan, das „erdkülin samt dem Gretlin“ heimzuführen und das „külin“ zu meßgen und zu essen. „Solches alles das erdkülin wol wußt, vnd als es des abents spat heim kam, sagt es wainendt zum meitlin, ach ach mein aller liebsts Gredtlin, was hastu gethon, daß du dein falsche Schwester hast eingelassen, vnd jr gesagt bei wem du bist?“ Da nun Gretlin jammert und weint, „tröstet es das erdkülin“ und giebt ihm den Rat, vom Metzger des „külin schwanck,“ dann „das ein horn“ und endlich das „schuln“ zu verlangen und dann einzugraben; daraus werde ein Baum wachsen, der solle Sommer und Winter die schönsten Äpfel tragen, die dann niemand als sie allein sollte abbrehen können. Das geschieht. „Ein gewaltiger Herr“ mit seinem kranken Sohn kommt vorüber, und da sie das Wunder erschauen, nehmen sie die Jungfrau und den Baum mit und lassen „ihr schalckhafte muter vnd Schwester sitzen.“

Nun gesteht allerdings Felix Bobertag, der neueste Herausgeber der Gartengesellschaft (Kürschners Deutsche Nationallitteratur, Band 24, Seite 244), er könne über dieses Tier und den damit zusammenhängenden Aberglauben keine Auskunft geben. Aber das ist für uns nicht so wichtig als das Märchen selbst. Wäre nicht denkbar, daß Frau Aja, die märchenkundige, ihrem Wolf auch vom „Erdkülin“ erzählt hätte, und daß dieser nun darauf anspielte? Man denke seine Situation: er schläft zum erstenmale in seinem Gartenhaus, das ferne von der Stadt, unzugänglich und einsam gelegen, wohl den Eindruck des Häuschens im Walde hervorrufen konnte. Goethe gedenkt des Märchens und bemerkt die Ähnlichkeit mit der Situation des Gretlin; wie dieses glücklich werden sollte, wenn es ganz beim „erdkülin“ blieb, so sagt Goethe von sich „und nun Erdkülin für ewig.“ Es wird nach dem Gefagten wohl nicht zu kühn sein, wenn ich für den Goethischen Brief die Lesart: „Erdkülin“ vorschlage. Wer weiß, ob das nicht sogar in Goethes Handschrift steht.

Interessant wäre nur zu wissen, ob das Märchen vom „Erdkülin“ weiter verbreitet ist, was ich leider mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln nicht festzustellen vermag. Man darf aus den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen vor allem „Hänsel und Gretel“ anführen, dann „Die zwölf Brüder,“ „Brüderchen und Schwesterchen,“ „Die drei Männlein im Walde,“ „Frau Holle,“ endlich aber auch „Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein“ für den Schluß des Märchens. Das hat nichts Auffallendes, denn alle Märchen haben gewisse Züge, die sich immer wiederholen, die Phantasie des Volkes bedient sich eben einiger feststehenden Kunstmittel, ohne an der Wiederholung Anstoß zu nehmen. Wenn uns also das von

Montanus aufgezeichnete Märchen an verschiedene andre Märchen erinnert, so beweist dies keineswegs für seine spätere Entstehung. Es kann ein echt volkstümliches Märchen sein.

Goethe hat aber vielleicht auch die „Gartengesellschaft“ gekannt, möglich, daß sie sich unter jener Lösspapierlitteratur befand, von der er in Dichtung und Wahrheit erzählt. Wie weit Goethe mit den Werken des sechzehnten Jahrhunderts vertraut war, ist noch nicht untersucht, aber schon ein Blick auf das Personenverzeichnis von Hanswursts Hochzeit lehrt uns, daß er sich damit beschäftigt hatte. Und gerade während des Jahres 1776 lebte Goethe wieder im sechzehnten Jahrhundert, ist doch damals „Hans Sachsens poetische Sendung“ entstanden, am 27. April wird dieses Gedicht als „fertig“ im Tagebuch verzeichnet, es erschien im Aprilheft des „Deutschen Merkur.“

Lemberg

R. M. Werner

Ein Goethedenkmal für Wien. Schiller hat seit dem Jahre 1876 ein Standbild in Wien, von Schilling, aufgestellt vor dem Gebäude der Kunstakademie. Goethe hat noch keines. Es ist das eigentlich merkwürdig, denn Goethe hatte bei Lebzeiten viel mehr Beziehungen zu Österreich als Schiller: er hat eine unsrer Fürstinnen besungen, er war mit mehreren adlichen Häusern befreundet, in der vornehmen Wiener Gesellschaft war er im zweiten und dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts förmlich Mode, er arbeitete mit an den Wiener Jahrbüchern, sein Tod machte selbst in den Räumen der Staatskanzlei auf dem Ballplatz tiefen Eindruck, es wäre gar nicht erstaunlich, wenn sich ein Denkmal für ihn schon in den vormärzlichen Tagen in Wien erhoben hätte. Aber Wien ist vielleicht unter allen deutschen Städten am spätesten daran gegangen, große Männer in Stein und Erz zu verwirklichen: bis 1863 waren die Standbilder Kaiser Josephs und Franz I. die einzigen in der Stadt. Daß dann Schiller früher dran gekommen ist, kann nicht wunder nehmen, da das Geschlecht von 1848 inzwischen die Leitung der öffentlichen Meinung übernommen hatte: dieser stand Schiller um vieles näher als Goethe. Erst seit wenigen Jahren rührt sich in Politik und Litteratur wieder ein anderes Geschlecht, das die Verdienste des vorhergehenden nicht leugnet, aber doch nicht ganz in seinen Bahnen wandeln will. Nun kommt auch Goethe, für eine Zeit lang in den Hintergrund gedrängt, wieder zu Ehren; es giebt einen Wiener Goetheverein, es giebt einen Goethedenkmalfonds in Wien. Vor mehr als Jahresfrist hat die Vereinsleitung an die Genossenschaft der bildenden Künstler in Wien die Aufforderung gerichtet, die Sache des Denkmals durch Einsendung von Entwürfen zu fördern. Diese Entwürfe stehen vor uns, sie sind für einige Tage im hiesigen Künstlerhause ausgestellt.

Es giebt für die bildnerische Darstellung unsrer großen Männer eine Art von Kanon. In Bezug auf Goethe verlangt die Überlieferung, daß er als Greis oder doch als alter Herr dargestellt werde. Die Verteidiger dieser Überlieferung sagen: Goethe ist eben mehr als unser größter Dichter, er ist der erste Weise des Jahrhunderts, der Priester und Lehrer der Nation, der Vater unsrer Weltanschauung. Dies ist er aber eben erst im Alter geworden, und darum hat es einen tiefen Sinn und die höchste Berechtigung, daß er als ein Greis von olympischer Würde im Andenken der Welt fortlebt, die Künstler ihn immer wieder so bilden. Zugegeben. Aber diesem Weisen, diesem Priester und Lehrer sind auf deutschem Boden schon Denkmale genug errichtet, hat neben diesen nicht auch der Dichter — der lyrische wie der dramatische Dichter — Anspruch auf Unsterblichkeit? Wäre Goethe in den

letzten achtziger Jahren, ja noch ehe er nach Weimar kam, gestorben, verdiente er nicht doch einen Ehrenplatz in der deutschen Litteratur? Fürwahr, der Schöpfer von Werther und Götz, der Sänger so vieler herrlicher Lieder ist wohl auch eines Denkmals wert, über dem „Olympier“ soll der junge Heros nicht ganz vergessen sein.

Nur zwei von den Bildhauern, die Entwürfe eingesandt haben, haben es gewagt, dieser Meinung zu sein. Der eine ist Hans Bitterlich, ein Wiener, 1860 geboren, und bis jetzt nur durch die Gypsgruppe „Mutterliebe,“ die sich im Akademiegebäude befindet, weitem Kreise bekannt. Sein Goethe ist der Stürmer und Dränger, der Liebhaber Lottens und Vilis. Leider ist es dem Künstler nicht gelungen, die Züge des jungen Dichters, wie sie doch jedem Deutschen gegenwärtig sind, getreu wiederzugeben; dieser Goethe ist uns ein Unbekannter, wir fragen fast: wer ist das wohl? Wäre nur dieser eine Mangel, er genüge, Bitterlichs Entwurf unannehmbar zu machen. Aber wie konnte der Bildner gar einen jungen Goethe sitzend darstellen! Stolz emporgerichtet, vorwärts schreitend, ja wie ein Flug, dem Winde entgegen, mit flatterndem Haar und Mantel, alles voll Drang und Mut, alles voll Leben und Feuer, so müßte er vor uns stehen, Wanderers Sturmlied müßte uns bei seinem Anblick entgegenklingen.

Rundmann, der feinsinnige Schöpfer der Grillparzerstatue, hat an den Dichter Iphigeniens und Tassos gedacht, er stellt Goethe dar, wie er in der Glanzzeit von Weimar war: eine edle männliche Gestalt, ganz in sich gefaßt und sicher, aber im Hofgalagewand der Rokokozeit, allzu höfisch, zu gemessen, zu kühl! Immerhin ist es eine sehr anerkennenswerte Leistung, ein Entwurf, der wohl in Frage kommen könnte. Denn es ist nur eine einfache Statue geplant, ohne jedes Nebenwerk von Genien oder allegorischen Figuren.

Die andern Entwürfe halten sich wie gesagt alle an den alten Goethe. Da ist zuerst Otto König aus Meissen, dessen Stärke freilich nicht im großen historischen Stil liegt; er verdankt seinen Ruf Gruppen wie „Liebesgeheimnis,“ „Amor als Briefträger,“ „Venus und Amor,“ „Psyche und Amor,“ „Wein und Wasser.“ Sein Goethe ist denn auch deshalb, weil er alt ist, durchaus nicht der erhabene Weltweise, den eine gewisse Schar seiner Verehrer in allen seinen Denkmalen finden möchte, es ist ein zugeknöpfter, steifer, alter Herr von geistreichen, ja bedeutenden Zügen, ein pensionirter Ministerialrat, vielleicht auch ein berühmter Gelehrter, aber mehr gewiß nicht. Besser hat es Edmund Hellmer (geb. zu Wien 1850) getroffen; sein Goethe, auf einer halbkreisförmigen Bank ruhend, beide Arme auf die Lehne aufgestützt, den Kopf vorgeneigt, kann wohl einen Weisen vorstellen, aber einen Weisen von Epikurs Gepräge, den Schöpfer des Faust dürfte niemand in diesem Greise vermuten. Auch Hellmer ist in erster Linie nicht Porträtist, er glänzt in der Darstellung pathetisch bewegter oder feierlicher Szenen und Gruppen, seine Hauptwerke sind der Fries am Parlamentsgebäude: „Kaiser Franz Josef I. verleiht die Verfassung“ und das sogenannte Türkenmonument, das für die Stephanskirche bestimmt ist.

Nun käme Rudolf Weyr, dem wir den „Bacchuszug“ im Fries des neuen Burgtheaters und einen sehr anziehenden Teil des Grillparzerdenkmals verdanken. Er hat einen zwar bejahrten, aber nicht greisenhaften Mann dargestellt, stehend, von majestätischen und milden Zügen. Wer nicht durchaus einen jüngern Goethe wollte, mit dem Weyrschen könnte er sich recht wohl befreunden. Wenn man aber dann den von Viktor Tilgner, dem berühmtesten der Wiener Porträtbüstenbildner, ansieht, muß man zugeben, daß auch diese Wettbewerbung wieder ein Triumph für die Anhänger der Tradition, Goethe müsse nun einmal bejährt dargestellt werden,

geworden ist. Das Haupt ist hier noch edler, majestätischer, göttlicher als bei Wehr; was die Entscheidung zwischen beiden schwanken machen könnte, ist nur, daß Wehrs Goethe gebietend aufrecht steht, der Tilgners sitzt. Ein hiesiger Kunstkritiker, auf dessen Urteil wir viel Gewicht legen, hat das getadelt. Dies möchten wir nicht: ein König kann wohl auf einem Thron vorgestellt werden, und Tilgners Goethe schafft aus dem einfachen Stuhl einen Thron. Wir möchten ihm, nach einigem Schwanken, die Palme zuerkennen.

Schade, daß Zumbusch nichts eingeseendet hat, die Arbeiten am Nadeckydenkmal nehmen alle seine Kräfte in Anspruch, sodaß er den schon gefaßten Entschluß, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen, wieder aufgegeben hat.

Möchte nur die Ausstellung dieser Entwürfe die Denkmalsfrage in Wien in etwas raschern Fluß bringen, vor allem den Fonds vergrößern! Denn da fehlt es noch sehr. Es brauchen nicht viele Jahre mehr zu vergehen, und Wien wird für ein Goethedenkmal gar keinen würdigen Platz mehr haben.

Ein italienisches Werk über Richard Wagner ist dieser Tage erschienen: Riccardo Wagner. Studio critico di Luigi Torchi. Volume unico. (Bologna, Zanichelli, 1890.) Es ist ein Band von sechshundertundsieben (!) Seiten stattlichen Oktavs. Über jeder Seite, von der ersten bis zur sechshundert-siebenten, steht der Kolummentitel: Riccardo Wagner, am Schlusse des Bandes ein Indice, dessen Anfang wenigstens wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

Capitolo I	Page. 1
Capitolo II	„ 39
Capitolo III	„ 75
Capitolo IV	„ 87

u. s. w. bis zu Capitolo XXVII. Mehr wollen wir nicht verraten. Prezzo: Lire 10. Glückliches Italien!

Der Streik — eine ansteckende Krankheit. Sächsische Blätter melden aus dem Schuhmachersstädtchen Groitzsch: Unter den sämtlichen Arbeitern der Schuhwarenfabrik der Firma J. H. Meischke und Söhne hier ist am Dienstag der Streik ausgebrochen, nachdem am Montag Nachmittag bereits 24 Zuschneider die Arbeit niedergelegt hatten. Also nicht ein, sondern der Streik — wie der Pips, der Noh, die Influenza, die Kinderpest, die Klauenseuche u. s. w. O du ahnungsvoller Engel von Berichterstatter!

Schmutzpresse. Aus allen Himmelsgegenden kommen Äußerungen der Empörung über das pöbelhafte Benehmen einiger deutschen Zeitungen beim Rücktritt Bismarcks. Wir aber, gewohnt, auch unsern politischen Gegnern Gerechtigkeit und Billigkeit nicht zu versagen, müssen erklären, daß man den Angeklagten doch Unrecht thut. Eine von den Zeitungen, die jemand die „Volk Israelszeitung“ und die „Irrsinnige“ zu nennen pflegt, hat ja nach den Reichstagswahlen gestanden, sie und ihresgleichen seien von den Kartellparteien als Schuhbürsten benutzt worden: man denke, in der schlechtesten Jahreszeit! Darf man sich da wundern, die edeln Organe der öffentlichen Meinung so schmutzig zu sehen? Doch haben sie gar nicht nötig, diesen Milderungsgrund geltend zu machen. Wir fragen die Ankläger einfach: Haben die Angeeschuldigten sie irgendwann und irgendwie berechtigt, etwas andres von ihnen zu erwarten? Der richtige Knote ist stolz darauf, durch sein Auftreten alle anständigen Leute zu verlegen und zu ärgern, und er wird sich doch

eine so schöne Gelegenheit nicht entgehen lassen. Personen aber, denen die Börse Gymnasium, Universität und Gesellschaft ist, können doch glauben, guter Ton sei der, in dem erhitzte Tobber in schwierigen Augenblicken mit einander zu verkehren lieben. Und muß es endlich nicht solche Wiedermänner kränken, daß auch jetzt, wo der Abscheuliche, der die Bamberger und Richter nicht hat aus Staatsruder kommen lassen, zurückgetreten ist, in der weiten Welt niemand an die Staatsmänner der freisinnigen Fraktion denkt? Muß das Blut der Gesinnungsstruppigen nicht in Wallung geraten, wenn überall, wo eine Zeitung gedruckt wird, wahre Hymnen auf den ersten Kanzler des deutschen Reiches erscheinen, und nichts als Hymnen? Da galt es zu zeigen, „daß Niedertracht auf Erden noch nicht ausgestorben“ sei. Und das ist vollständig gelungen. Wir bedauern nur das eine, daß die Zeitungs- expeditionen und die Postämter nicht die Gewohnheit haben, die Pränumeranden- listen zu veröffentlichen; wie interessant wäre es, zu erfahren, welches Publikum an solchen Leistungen Gefallen findet!



Litteratur

Hans Ulrich Freiherr von Schaffgotisch. Ein Lebensbild aus der Zeit des dreißig- jährigen Krieges von G. Krebs. Breslau, W. G. Korn, 1890

Der Lebenslauf eines in schwankender Zeit schwankend gesinnten. Unter der berühmten Erklärung der wallensteinschen Offiziere in Pilsen vom 12. Januar 1634, deren Schlußsätze und Unterschriften diesem Buche in einer Lichtdruckkopie beigegeben sind, steht als Dritter zwischen Flow und Ottavio Piccolomini Hans Ulrich Schaffgotisch; und da von so vielen Unterzeichnern gerade er diese Unterschrift mit dem Leben büßen mußte, könnte man glauben, er habe zu den Vertrautesten des Friedländerz gehört. Doch legt diese Schrift in überzeugender Weise dar, daß seine eigentliche Schuld nur Charakterschwäche war. Der durch Abstammung und Besitz in Schlesien einflußreiche Protestant nahm Dienste in dem Heere des Kaisers, der die Ausrottung der Ketzerei im deutschen Reiche als seine Herrscherpflicht betrachtete; wohl eben als Schlesier mochte er für Waldstein von höherm Werte sein, als durch seine, wie es scheint, nicht sehr hervorragenden militärischen Eigenschaften, und eben deshalb werden die dem Wiener Hofe ergebenden Generale ihn mißtrauisch beobachtet haben — wer die böhmische Krone gewann, hatte auf Schlesien Anspruch. Über Waldsteins Absichten mußte Schaffgotisch durch den Aufenthalt in Pilsen aufgeklärt werden, allein er wollte nicht klar sehen, um freie Entschließung zu behalten, auf welche Seite er sich je nach den Aussichten schlagen solle; er nahm eine Abschrift der Pilsener Erklärung mit zurück nach Schlesien, um sie seinen Offizieren zur Unterzeichnung vorzulegen, zögerte hiermit, bis der rechte Zeitpunkt verfaumt war, und rückte mit dem Schriftstück heraus, als in Eger bereits die Entscheidung gefallen war u. s. w. Auch unglückliche Zufälle kamen hinzu, um ihn scheinbar